



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pr., H.: Nach Berlin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

N a c h B e r l i n .

Magdeburger Bahnhof. — Preussische Schulzen und die „Menschenrechte.“ — Scene in Burg. — Ein deutscher Herzog. — Die Mühle von Sanssouci. — Phsygnomie Berlins am 21. März. — Der König am 21. Abends. — Die braven Halberstädter. — Im Leichenzuge. — Julius mit der Flinte. — Die neue Censur. — Die Polen.

Auf dem Bahnhofe zu Magdeburg war am Dienstage, den 21. März, beim Abgang der Berliner Züge ein sehr reges Leben. Alles wollte zum Begräbniß nach Berlin reisen. Unter der Menge aber befanden sich sichtlich Viele, welche in der Voraussetzung reisten, daß die Revolution noch nicht vorüber sei. An der Hand, mit der sie ihnen bisher unbekannte Personen anredeten, und mit denen, welche sie geistig gestimmt fanden, in Gruppen zusammentraten, waren sie leicht kenntlich. Die lange dünne Gestalt eines Communisten prägte sich mir sehr tief ein. Sein Anzug war, bis auf die Militärmütze, welche den Landwehrmann in ihm verrieth, sehr abgetragen und lustig. „Was wissen Sie von Annecke und Willich?“ fragte er mich in zutraulichem Tone, nachdem ich ihm auf seine erste Anekdote, die einen gleichgültigen Gegenstand betraf, höflich geantwortet hatte. Bei dem Begräbniß in Berlin sah ich den Mann wieder. Er stand mit drei Schneidern zusammen, die fast noch dünner waren als er, trug ein schwarzes Leibbröckchen, einen thurm hohen schwarzen Filzhut, ein breites schwarz-roth-goldnes Band über der Brust und einen Degen an der Seite.

Im Zuge führte uns der Dampfwagen durch einen Theil der Provinz Sachsen. Hier hatte ich hinlängliche Gelegenheit der Stimmung ihrer vornehmeren Bewohner kennen zu lernen, nachdem ich schon früher auf dem Lande Gelegenheit gehabt, einer Schulzenversammlung beizuwohnen, an der die Einwirkungen der französischen Revolution nicht zu verkennen waren. Mit einigen andern Fremden dort eingeführt, hatte mich der Vorsitzende mit der Erklärung empfangen, daß man hier „nichts desto weniger“ eine Revolution wolle. Zwar wollte er eigentlich sagen: man wolle nichts weniger als eine Revolution. Doch bewiesen die Worte „Menschenrechte“ „und Ackerburoletariat,“ welche von uns gehört wurden, daß unter den Anwesenden sich Männer befanden, denen zum Mindesten die Ideen nicht unbekannt waren, von denen Revolutionen auszugehen pflegen. Was die Versammlung verstand, wurde ohne Ausnahme in eine Peti-

tion an den König aufgenommen, zu deren Berathung man beisammen war; was sie nicht verstand, wurde rund abgeschlagen. Ohne Widerrede wurde der Antrag auf Gestattung der Ehen zwischen Juden und Christen aufgenommen, denn das verlangten die „Menschenrechte;“ abgeschlagen wurde die Trennung der Schule von der Kirche, weil der Barbier, der sie beantragte, sie nicht deutlich zu machen verstand. Allgemeiner Freudenjubel, als die Bitte um „Vermehrung der Aufklärung auf dem Lande von Staatswegen“ vorgeschlagen wurde. — Während einer Pause ging durch das ganze Haus, in dem die Versammlung gehalten wurde, ein dumpfes Geseumm und Gemurmeln von „Punkten,“ worunter man vorzugsweise eine Reihe speciell sich auf den Bauernstand beziehender Punkte verstand. Sie hätten Punkte, sagte mir Einer, mit demselben freudestrahlenden Gesichte, mit dem ein flotter Bursch' sein „Freiheit, die ich meine,“ oder der Franzose sein „Allons enfans“ singt. Die Punkte waren indessen nicht unbillig. „Abschaffung der Jagd ohne alle Entschädigung“ war der radicalste darunter. Ein Bauer war damit noch nicht zufrieden, er verlangte „Freie Abschaffung der Jagd ohne alle Entschädigung.“ So süß klang auch schon diesen Bauern selbst der bloße Name der Freiheit, und wem fielen dabei nicht Lenaus Worte ein:

O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben

Doch zurück zu unserm Wagen auf der Potsdam-Magdeburger Bahn und der Gesellschaft in demselben. Einer der Passagiere haranguirte halb im Scherze, halb im Ernst fast auf jeder Station das an der Bahn arbeitende Proletariat. In Burg fragte er dasselbe ganz familiär aus dem Wagen heraus: Ob denn Niemand hier sei, dem man wohl die Fenster einwerfen möge. Die Leute hielten in ihrer Arbeit inne und saunten eine Weile nach.

„Wie steh's mit dem Magistrat und den Stadtverordneten?“ examinierte der Revolutionsreisende weiter. — „Alles gut. Nur die Fabrikanten“ — nahm endlich einer der Arbeiter das Wort.

Jetzt war es an dem Fragenden zu stuzen, der zwar kein Fabrikant, wohl aber der zukünftige Erbe reicher Grundstücke war. Indessen setzte sich eben der Zug wieder in Bewegung und er hatte kaum noch Zeit, den Proletariern ein Geldstück zuzuwerfen.

Auch von einer Station zur andern fehlte es keineswegs an Unterhaltung. So lange die Deutschen auf Reisen durch so vieler Herren Länder kommen, werden immer die deutschen Fürsten ihr liebstes Reisegespräch sein. Besonders ein kleines Ländchen, das hier in der Nähe lag und dessen Herzoge eine vormundschaftliche Regierung zur Seite stehen soll, und die Art und Weise seiner Bethätigung an den Zeitbewegungen wurde hier vielfach besprochen. Dieses kleine Ländchen befindet sich unter seiner Regierung außerordentlich wohl und man erzählte sich, daß der Herzog eines Tages ganz unwillig gesagt habe: Haben denn

meine Unterthanen gar nichts zu wünschen? Andere wollten sogar wissen, er habe — in ganz entgegengesetztem Sinne, wie früher Preußen wohl von der Ruhe seiner Bürger sprach, — ausgerufen: Ueberall ist Revolution, nur bei mir nicht! Darauf habe die Regierung schleunigst ihre Beamten aufgeboden, um alle etwaigen Beschwerden der Bewohner der schönen Landschaft zu ihrer Kenntniß zu bringen. Ja, man wollte wissen: die Regierung habe Spione ausgeschildt, und wenn man an einem öffentlichen Orte bei einer Tasse Kaffee nur einen Wunsch ausspreche, so erhalte sie sofort Kunde davon und am nächsten Morgen schon komme Einem der Landbote in's Haus und bringe schwarz auf weiß die Gewährung des Wunsches im Amtsblatte. Heil einem Ländchen, von dem eine leichtsinnige Reisegesellschaft, wie die unsere, sich dergleichen zu erzählen hatte!

In der Mark fesselte zuerst das alterthümliche Brandenburg unsere Aufmerksamkeit. Auch an Potsdam fuhren wir nur im Fluge vorbei. Mehr als der Anblick des schönen See's beschäftigte mich diesmal das Schloß Sanssouci, das auf der entgegengesetzten Seite der Stadt sich erhob. Dort hatte Friedrich der Große gewaltet, dessen Thron in diesem Augenblicke einen so harten Stoß erlitten hatte. Wie mancher mochte jetzt vielleicht an dem hochragenden Schlosse des Weisen von Sanssouci vorbeireisen, der gleich dem langen Communisten in der Hauptstadt der Hohenzollern irgend welche Systeme jetzt realisiert zu sehen hoffte! Wie mancher Republikaner führte dieser Zug wohl nach Berlin! Ich wurde sehr still, als wir an Potsdam vorüber fuhren, denn ich dachte an die Einfälligkeit aller irdischen Größe. Die Mühle neben dem Schlosse Sanssouci drehte ihre Flügel im Winde. Ich sah den alten Müller Arnold leibhaftig vor mir, wie er zu Friedrich dem Großen, der seine Mühle, welche ihm die Aussicht von Sanssouci versperrte, wollte wegreißen lassen, sagte: „Da müßte det Kammergericht in Berlin nich stund,“ ich sah ihn seine Mühle auf Kind und Kindeskind vererben, wie sein Nachbar, der alte Fritz, sein Königreich auf seine Nachfolger vererbte. Langsam und träge drehte die Mühle ihre Flügel im Winde herum, sie schien müde geworden zu sein, wie das Königthum nebenan. Was würden der alte Müller Arnold und sein königlicher Widerpart in dem berühmten Proceße sagen, wenn sie von ihrem märkischen Hügel herab einen Blick auf die Gegenwart werfen könnten!

Aber das „Kammergericht!“ Es war eine traurige Zeit in Preußen, wo man nicht mehr freudig mit dem Müller Arnold zum Königthume sagen konnte: da müßte das Kammergericht nicht sein. Und die Demagogen z. B. konnten es nicht! — Welchen Sieg haben diese jetzt errungen! „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ — Fürwahr, daran dachte ich, als ich bei dem Eintritte in Berlin an allen Häusern schwarz-roth-goldne Fahnen wehen sah. Noch waren nicht drei Jahre verflossen, seit ich von der Universität Halle nach Berlin kam, wo man nach einem Stückchen schwarz-roth-goldnen Bandes meine Wohnung durchsucht hatte. Man fand es nicht, aber ich will es selbst nur

gestehen: ich hätte es damals gern gehabt. Jetzt bewunderte ich die Männer, welche diese Farben so tapfer an den Hüten herumtragen mochten, und als ein Freund mir vor dem Leichenbegängnisse eine schwarz-roth-goldne Kokarde gab, steckte ich sie in die Tasche und dachte: „des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder.“

Wie hatte sich Berlin, wie hatte sich Preußen seit einem Jahre verändert! Denn von Preußens früherer Zeit will ich nicht reden, wenn gleich mir bei dem Anblicke der Barrikaden in den Straßen der Stadt fortwährend ein Lied in den Ohren klang, das die Regierung uns 1830 in den preussischen Dorfschulen singen ließ. Es begann:

Das Meer umher geht hoch und wild,
Gepeitscht vom Sturm, der heult und brüllt;
Die Schiffelein d'rauf sie wanken und schwanken
Und stürzen zusammen
Mit brechenden Planken.

Und mitten in des Meer's Gebrüll
Sah' ich ein Schiff, das steht so still (!);
So still und ruhig beim Schlage der Wellen,
Als wär's ein Felsen,
An dem sie zerschellen!

Dieses stillstehende (!) Schiff, so jubelte das officiële Volkslied weiter,
das ist mein Preußenland,
Mit wackern Preußen ist's bemannt...

Doch genug von diesen Erinnerungen. Gewiß, die Bravour dieser stillen Preußen war eine andere als die der Barrikadenkämpfer, welche an dem Tage meiner Ankunft in Berlin selbst vom Könige anerkannt war. — Die Berliner waren sehr ernst geworden, wozu offenbar eine Kette großer Ereignisse, welche in letzter Zeit dort geschehen waren und ohne welche die Revolution nicht möglich gewesen wäre, das ihrige beigetragen hatte. Der Landtag hatte sich versammelt, die Polen hatten vor Gericht gestanden. In den Straßen der Stadt wogte politisches Leben auf und ab und die Wellen des deutschen Volkslebens hatten für den Augenblick wenigstens jenes armselige Berlinerthum hinweggespült, welches früher diese Straßen inne hatte. Wo warest Du geblieben, armer verwirrter Wanderer, der Du früher von Morgens früh bis spät in die Nacht in den Gassen der Hauptstadt umherranntest, den schweren Knotenstock auf die Kinnsteine stießest und Dir einbildetest, draußen, weit, weit von Berlin im Freien und im Gebirge umherzuwandern? Oft hatte ich in meiner Stube Deine Wanderlieder vernommen, wenn der Regen an die Fensterscheiben klatschte; aber jetzt, im Sonnenscheine der Revolution, sah ich keine Spur von Dir. Hatten Dich die Kanonen aus Deinem stillen Traume von den Alpen geweckt, in denen Du zu wandern glaubtest. Wie sie von jenem Achtziger den Traum des Lebens hinwegnahmen, der bei dem ersten Schusse, von dem nicht sein Herz, sondern nur sein Ohr getroffen wurde, gleich einer reifen Frucht zu Boden fiel und sich nicht wieder erhob?

Am Abende desselben Tages wohnte ich einer Schriftstellerversammlung bei, aus der sich am nächsten Abende der bekannte politische Club bildete. Für diesmal wurde nur über einen Anschlag berathen, der in Betreff des Begräbnisses an den Straßenecken gemacht war, und demzufolge die gefallenen Bürger und Soldaten gemeinschaftlich begraben, im Leichengefolge aber Bürger und Soldaten, wie es in den Placaten des Begräbnißcomités hieß, „Arm in Arm“ gehen sollten. Dieser Ausdruck wäre auch dann in der That frivol gewesen, wenn die Durchführung des von dem Begräbnißcomité entworfenen Planes ohne Gefahr für die Stadt möglich gewesen wäre. Eine Deputation wurde daher aus dieser Versammlung zum Minister Arnim geschickt, um die gemeinschaftliche Beerdigung zu verhindern. Jener Freund, dessen ich schon oben gedachte, war mit in dieser Deputation und erzählte mir, als wir nach Aufhebung der Versammlung noch eine nächtliche Promenade durch die Straßen Berlins machten, daß der König, während die Deputation (gegen 9 Uhr Abends) im Schlosse bei dem Minister Arnim Audienz gehabt, im Nebenzimmer auf dem Sopha gesessen und häufig aus einer Dose geschnupft habe, während vor seinen Zimmern Studenten in Cereviskapseln Wache standen und andere Studenten im sogenannten Schweizersaale „kneipten.“ Es war dies der Abend desselben Tages, wo der König mit einer schwarz-rothgoldnen Binde um den Arm zu Pferde die Stadt durchzog...

Im Gasthause fanden wir viele brave Halberstädter, welche nach Berlin gekommen waren, um ihren Brüdern, die als Barrikadenkämpfer gefallen waren, die letzte Ehre zu erweisen. Einer von ihnen, der leibliche Bruder eines meiner Gymnasiallehrer, welcher viel zu früh gestorben ist, sagte mit Thränen im Auge: sein Bruder würde diese Zeit auch gern erlebt haben und freute sich, daß wenigstens in dessen Nekrologe erwähnt sei, daß er das Morgenroth der neuen Zeit geahnt habe. — Am nächsten Morgen um halb 9 Uhr schon sandten die Halberstädter eine Deputation zum Polizeipräsidenten Minutoli und ich erfuhr später von Personen, die zufällig auf der Polizei anwesend waren, daß der Landtagsabgeordnete Lucanus, welcher sich in der Deputation der Halberstädter befand, dort Thränen über die gefallenen Berliner Brüder vergossen habe und daß diese Deputation aus der Provinz auf einige gleichzeitig anwesende Berliner Deputationen einen großen Eindruck gemacht habe. — Sämmtliche Halberstädter waren schon um sechs Uhr Morgens in voller Thätigkeit und während die Deputation auf die Polizei ging, zogen die übrigen Bürger zur Borstig'schen Maschinenfabrik, um die Fabrikarbeiter zu begrüßen, welche sich bei den Barrikadenkämpfen in so hohem Grade ausgezeichnet hatten.

Auf das Leichenbegängniß gehe ich begreiflicher Weise hier nicht ein. Nur Eins sei mir zu erwähnen vergönnt. Man hat sich tadelnd darüber ausgesprochen, daß die vornehmeren Familien fast ohne Ausnahme ihre Todten hatten abholen und privatim beerdigen lassen. Ich für meine Person nun finde es wahrlich sehr

verzeihlich, wenn diese Familien ihre Todten einem Leichenbegängnisse entzogen, wo das Individuum nichts galt und wo jeder Sarg nur eine numerische Bedeutung hatte. Ich gönne ihnen das stille Plätzchen, das sich nun im Frühjahr gerade für sie mit grünem Rasen bedecken wird und weiß nicht, ob den armen Leuten aus der niedern Classe vor dem großen Leichenhügel, welcher sich über dem allgemeinen Grabe ihrer Todten erhebt, jemals recht wohl werden wird. Aber tadelnswerth finde ich es, daß in der Liste der Geliebten die Namen derer fehlen, welche privatim beerdigt wurden, und ich wünschte, daß sie auf dem Denkmale, welches man den Gefallenen setzen wird, nicht ausgelassen würden. Hier hat sicherlich die Familie nichts drein zu reden.

In dem langen Zuge der Hinterbliebenen fielen mir ein paar Weiber auf, welche mit einander stritten. Zu einem jungen, nicht in Trauerkleidung gehüllten, mit einem Kranze geschmückten Mädchen, das unter den Leidtragenden ging, sagte eine stattliche Bürgersfrau, welche etwas von einer Spartanerin hatte: „Sind Sie leidtragend?“ — „Nein.“ „Fort, fort!“ Und das schöne junge Mädchen mit dem Kranze im Haar, das vielleicht für einen der Gefallenen eine stille Liebe im Herzen getragen hatte, wurde aus dem Zuge der Leidtragenden hinausgeschoben von den unglücklichen Vätern, Müttern, Brüdern und Schwestern und verlor sich unter den müßigen Zuschauern.

Ich folgte in dem Trauerzuge der Fahne „die freie Presse,“ neben welcher der Redacteur der Zeitungshalle, Gustav Julius, mit der Büchse einherschritt. Als ich mich aber zu dem Zuge begeben wollte, fand ich ihn, wie er einsam und zerstreut, seine Büchse über der Schulter, in den Straßen Berlins umherirrte. Vielleicht trug er sie zum Schutze des leitenden Artikels, den er im Kopfe hatte und der am nächsten Tage, wo er erschien, fast ganz Berlin gegen ihn in Bewegung setzte.

Diese Bewegung bildete gewissermaßen den Ausgangspunkt der Berliner Revolution, so weit ich sie in der Nähe mit anzusehen Gelegenheit hatte. In ihr kamen die ersten handgreiflichen Spuren der Revolution zum Vorschein. Der Bürger war, wie man ganz richtig gesagt hat, fanatisch für Ruhe. Selbst eine neue Censur meldete sich bald. Am Donnerstag Nachmittag trat ein schlicht gekleideter Mann in das Bureau der Zeitungshalle und verlangte im Namen des Volkes, daß von der verhängnißvollen Extrabeilage kein Exemplar mehr verkauft werde. . . .

Lassen Sie mich mit diesem Scandal des Berliner Philistiums diesen Aufsatze nicht beschließen. Werfen Sie vielmehr zum Schlusse mit mir einen Blick auf die Polen, Männer und Jünglinge, welche an diesem Tage mitten unter dem Berliner Spießbürgerthum, das gegen einen Zeitungsartikel Sturm lief, schaarenweise und jubelnd in ihrer Nationaltracht umherzogen, sich der nahe bevorstehenden Heimkehr und des baldigen Kampfes mit den Russen freuend. **H. Pr.**